

Einleitung

Wenn der Begriff ‚Heimat‘ zum Ausgangspunkt eines Dialogs zwischen Philosophie, Psychiatrie und Kultur(theorie) genommen wird, bedarf dies sicherlich zunächst einer kurzen Erläuterung. Wer sich heute emphatisch auf die Heimat beruft, diesem deutschen Wort, das sich nur schwer in andere Sprachen übersetzen lässt, dem wird tendenziell eher eine konservative Geisteshaltung unterstellt. Abgesehen von ganz persönlichen Erinnerungen und Erfahrungen steht Heimat allgemein für die Verbundenheit mit einem Landstrich, das Bewahren von Brauchtum und die Rückwendung ins Überschaubare, Althergebrachte. Diese einseitige Besetzung des Heimat-Begriffs liegt in seiner jüngeren Geschichte begründet. Als Antwort auf die Industrialisierung und ihre Folgen wird Heimat bereits im 19. Jahrhundert zum Gegenkonzept einer auf ständigen Wandel ausgerichteten, somit zunehmend unbehausten Welt. Politisch vereinnahmt und völkisch aufgeladen avanciert sie dann zum Schlagwort des Nationalismus im beginnenden 20. Jahrhundert und stellt ein zentrales Versatzstück der nationalsozialistischen „Blut und Boden“-Mythologie dar. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges verliert der Bezug auf Heimat zwar den kämpferischen und exkludierenden Unterton, erlebt gleichwohl in der Zeit des politischen und großen wirtschaftlichen Wandels der 50er Jahre eine Renaissance, die sich massenkulturell im Genre des Heimatfilms niederschlägt. Dessen Rückgriff auf vormoderne soziale Ordnungen bedient die Sehnsucht nach einer überschaubaren, intakten Welt ebenso wie den Wunsch vieler, die Schrecken der jüngsten Vergangenheit wenigstens kurzzeitig vergessen zu machen. Die Aufnahme des Heimat-Motivs durch die Massenmedien hat schließlich nicht unwesentlich dazu beigetragen, dass Heimat heute vor allem mit bestimmten volkstümlichen Klischees und Stereotypen verbunden wird, die das Repertoire für eine nach wie vor höchst populäre Unterhaltungsindustrie liefern.

Die skizzierte Begriffsgeschichte lässt, so könnte man meinen, das Thema Heimat für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung wenn nicht gewagt, so doch zumindest anachronistisch anmuten. Gleichwohl stellt sich gerade in einer Zeit der wirtschaftlichen wie kulturellen

Globalisierung und ihres Imperativs der Flexibilität erneut die Frage nach dem, was uns als Einzelne ausmacht, wohin wir gehören, wo wir zu Hause sind. Darauf bieten weder nationalistisch gefärbte Heimatbestimmungen noch die Schablonen des Heimattümlichen eine befriedigende Antwort. Dagegen scheint jener Topos von der verlorenen Heimat, wie ihn etwa die Dichter der Romantik beschworen haben, das Bedürfnis nach einer Verortung besser zu treffen: nicht als Erinnerung an eine vergangene Erfahrung, sondern als der Entwurf von Geborgenheit und Vertrautheit mit der Welt. In diesem Sinn kann Heimat utopisch werden, zu einem Ort, der noch nicht ist und den es herzustellen gilt.

Für einen solchen utopischen Heimatbegriff lassen sich u.a. zwei Fürsprecher anführen, die erstaunlicherweise gerade in dem Moment darauf zurückkommen, als das Wort Heimat durch die nationalsozialistische Ideologie vollends diskreditiert scheint: Theodor W. Adorno und Ernst Bloch. Während Adorno in der mit Max Horkheimer gemeinsam verfassten „Dialektik der Aufklärung“ noch ein wenig kryptisch formuliert: „Heimat ist das Entronnensein“, wird für Bloch in den Schlusssätzen von „Das Prinzip Hoffnung“ Heimat explizit zum Namen einer Utopie, in welcher der Mensch „das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet“. Beiden bedeutet Heimat ein noch ausstehender Fluchtpunkt, in dem die Entzweiung von Mensch und Natur aufgehoben wäre.

Freilich ist uns gegenwärtig auch dieses Versöhnungspathos fremd geworden. Von der Denkbewegung her aber lösen Adorno und Bloch den Begriff aus einer rückwärts gewandten Bindung an eine feste Örtlichkeit und öffnen ihn für eine zukünftige Neubesetzung, ohne den Anklang der emotionalen Geborgenheit aufzugeben. Für die heutige Zeit, in der das Zurückweichen der Ortsgebundenheit durch neue Verkehrsmittel, globale Massenkommunikationsmedien, Telefon und Internet immer offensichtlicher wird, scheint ein u-topischer Heimatbezug bereits vielfach das reale Erleben von Menschen in den westlichen Industriestaaten zu treffen: Wahlheimaten treten an die Stelle des Wohnortes aus Kindheitstagen, und ein bewegliches Beziehungsgeflecht von Freunden ersetzt zunehmend die Bindung an die Herkunftsfamilie, die ihrerseits – angesichts hoher Scheidungsraten und alternativer Familienmodelle – immer weniger dauerhafter Garant für Stabilität und Zuflucht zu sein beansprucht.

Damit soll jedoch keineswegs vorentschieden sein, was eine utopische Perspektive auf das Heimatliche in der Tat bedeuten kann. Der

vorliegende Band macht es sich zur Aufgabe, die Möglichkeiten und Grenzen für eine Utopie Heimat aus verschiedenen Blickwinkeln auszuleuchten. Neben dem seit nunmehr zehn Jahren von der „Gesellschaft für Philosophie und Wissenschaften der Psyche“ geförderten Dialog zwischen Philosophie und Psychiatrie kommen hier als weitere Gesprächspartner der künstlerische Bereich und insbesondere die Literatur hinzu. Dass dabei Psychiater literarische Texte interpretieren und psychiatrische Themen aus philosophischer Sicht behandelt werden, ist Ausdruck des aktiven Versuchs, über die jeweiligen Fachgrenzen hinaus zu denken. Die Bandbreite der jeweils behandelten Aspekte und die verschiedenen Ansätze, mit denen sich die Autorinnen und Autoren dem Thema Heimat nähern, spiegelt die Vielschichtigkeit der möglichen Zugänge wider. Neben eher allgemeinen Versuchen einer Begriffsbestimmung stehen daher zahlreiche Beiträge, die sich um Einzelfragen der jeweiligen Disziplin bemühen und diese im weiteren Bedeutungsumfeld von Zuhausesein und Herkunft, aber auch im Lichte von Gegenbegriffen wie Fremdheit und dem Unheimlichen betrachten.

Der erste Teil des Buches versammelt Zugänge zum Thema Heimat vornehmlich aus dem Bereich der Psychiatrie. Der Beitrag von Martin Heinze eröffnet die Diskussion mit der Frage, inwieweit Heimat einen sinnvollen Begriff innerhalb der Psychiatrie als Institution darstellen kann. Ian Prenelle betrachtet Besonderheiten von ‚urbanen Psychosen‘, indem er sie im Lichte von Walter Benjamins geschichtsphilosophischen Thesen als das Auseinanderfallen von eigenen Erinnerungen und einer kohärenten zeitlichen Ordnung interpretiert. In ihren aufeinander bezogenen Beiträgen nähern sich Klaus Leferink und Christian Kupke der Dimension des Bewahrens und des Zuhause seins ausgehend von dem so genannten „Vermüllungssyndrom“. Während Leferink das zwanghafte Sammeln und Aufbewahren von scheinbar wertlosen Gegenständen aus einer semiotischen Perspektive aufschlüsselt und die gesammelten Objekte als Identitätszeichen versteht, betrachtet der Text von Kupke das psychopathologische Phänomen der Verwahrlosung vor dem Hintergrund von dezidiert zeitphilosophischen Überlegungen und deckt darin eine eigentümliche Dialektik von Heimat und Heimatlosigkeit auf.

Im zweiten Teil des Bandes sind Beiträge aus dem engeren Bereich der Philosophie zusammengestellt. Rudolf Bernet macht am Phänomen des Heimwehs deutlich, dass Heimat in erster Linie eine nachträgliche Konstruktion darstellt. In ihrer phänomenologisch-begrifflichen Bestimmung von Heimat verweist Karen Joisten auf einen produk-

tiven Konflikt zwischen Wohnen und Gehen, der den Menschen als ein Wesen auszeichnet, das stets auf dem „Heim-Weg“ ist. Inwiefern auch das Unheimliche zum Ursprung von Heimat werden kann, zeigt Dirk Quadflieg in seiner Auseinandersetzung mit Heidegger und Freud. Der Beitrag von Andreas Kriwak verortet das Motiv vom Verlust der Heimat innerhalb der lacanianisch-psychoanalytischen Terminologie und bestimmt davon ausgehend diesen Verlust selbst als Ursache unseres Begehrens. Dem Gegenbegriff zu Heimat, der Fremde, geht Susanna Kahlefeld in ihrer Rekonstruktion von Julia Kristevas Text „Fremde sind wir uns selbst“ nach.

Der dritte Teil des Bandes schließlich dokumentiert ausgewählte literarische und künstlerische Zugänge zum Thema Heimat. So findet Johann Pfefferer-Wolf im Märchen „Die Bremer Stadtmusikanten“ der Gebrüder Grimm ein Vorbild dafür, wie eine verlorene Heimat zu einer neuen, handlungsleitenden Perspektive werden kann. Uwe Gonther rekonstruiert Hölderlins Schaffen unter dem Stichwort der Sehnsucht nach Heimkunft, und Helmut Haselbeck schreibt über die ambivalente „Beheimatung“ Robert Walsers in der Psychiatrie. Für Franz Anton Cramer stellen Tänze eine verleiblichte Heimat dar. Edgar Reitz' monumentales Filmwerk zur Heimat steht im Mittelpunkt der Überlegungen von Hinderk Emrich. Abschließend gehen Martin Bührig und Inge Buck anhand von zahlreichen Beispielen der Frage nach, auf welche Weise das Thema Heimat Eingang in die moderne Lyrik findet.

Die Texte dieses Bandes dokumentieren die Tagung „Utopie Heimat“, die im Mai 2005 in Bremen stattfand. Die Herausgeber danken allen Referentinnen und Referenten der Tagung für ihre Beiträge und den Teilnehmenden für die lebhaften Diskussionen, dem Klinikum Bremen-Ost für seine Gastfreundschaft sowie den Sponsoren aus dem Bereich der pharmazeutischen Industrie. Ein besonderer Dank gilt Ulf Heuner vom Parodos Verlag, der uns bei der Erstellung des Manuskriptes tatkräftig unterstützt hat.

Bremen, Mai 2006

Martin Heinze, Dirk Quadflieg und Martin Bührig